

„Der transpazifische Hund“

Gespräch mit dem Anthropologen Georg Grünberg über Amerikanistenkongresse und veränderte Blickwinkel in der Forschung seit dem 34. ICA in Wien 1960. Von Erhard Stackl

Zur Person: Dr. Georg Grünberg wurde 1943 in Wien geboren. Er studierte an den Universitäten Wien und São Paulo Völkerkunde, Anthropologie und Sprachwissenschaft. Dr. Grünberg lehrte und forschte in der Schweiz, in Brasilien, Paraguay, Mexiko und Nicaragua. Seit 2007 ist er Gastprofessor an der Uni Wien am Institut für Geschichte, Internationale Entwicklung sowie Kultur- und Sozialanthropologie. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen indigenen Bewegungen, Landrecht und Nutzung natürlicher Ressourcen indigener Völker sowie Theorie und Praxis der internationalen Zusammenarbeit in Lateinamerika. Außerdem war er an der Einrichtung eines Doktoratsstudiums an der URACCAN-Uni in Nicaragua beteiligt und gehört dem wissenschaftlichen Beirates des Universitätslehrganges für Höhere Lateinamerika-Studien an. Im laufenden Semester des ULG hat Dr. Grünberg zusammen mit Dr. Lisa Ringhofer die Leitung inne.

Frage: Stimmt es, dass es einen Zusammenhang zwischen dem 1961 in Wien abgehaltenen Amerikanistenkongress und dem Beginn Ihrer Forschungstätigkeit in Brasilien gibt?

Grünberg: Ich habe 1962 in Wien maturiert, war dann ein Jahr beim Bundesheer, und da ist mein Entschluss gereift, dass ich Völkerkunde studiere. Im Herbst 1963 habe ich inskribiert. Der Wiener Amerikanistenkongress von 1960 war erst kurz vorbei. Damals gab es Professor Josef Haeckel, das war einer der beiden Ordinarien. Der zweite war Prof. Walter Hirschberg, ein Afrikanist. Haeckel war auch an Amerika interessiert, weil er auch einmal über Brasilien geforscht hatte, ohne dass er je dort war. Er hat, wie damals üblich, eine Arbeit geschrieben über Mythen und deren Zusammenhänge mit anderen Mythen. Ich habe mir schon damals vorgenommen, in Brasilien zu forschen.

Frage: Das Institut war noch neben den Stallungen der Lipizzaner?

Grünberg: Nein, Das war das erste Jahr, wo es bereits im Neuen Institutsgebäude (NIG) war. Das NIG wurde damals eröffnet. Prof. Haeckel bot dann für mich der Zugang zur Forschung. 1965 stand ich im mittleren Studienabschnitt. Institutsprüfung hat das damals geheißen, wenn man vier Semester lang alles brav kolloquiert hatte, dann ist man als Student sozusagen in die Oberstufe gekommen. Ich sagte Prof. Haeckel, ich möchte gerne in Brasilien forschen. Er meinte, er kenne jemanden, der am Amerikanistenkongress 1960 in Wien teilgenommen hatte, und zwar Prof Herbert Baldus. Das war ein gebürtiger Deutscher, der, gemeinsam mit einem Brasilianer deutscher Abstammung, Egon Schaden, damals in São Paulo die moderne Ethnologie begründet hat. Interessanterweise waren beide mit der deutschen Völkerkunde verbunden. Baldus war ein interessanter Mann, der kam aus dem Rheinland. Ihn waren die Nazis so zuwider, dass er nach Brasilien ausgewandert ist. Er hatte schon vorher, ich glaube in Bonn, studiert und hat dann in Brasilien Völkerkunde betrieben. Er hat ein paar sehr bedeutende Ethnographien geschrieben und war zu diesem Zeitpunkt – 1964 – Direktor des „Museu Paulista“ der Universidade de São Paulo (USP), eines großen Museums mit einer bedeutenden ethnographischen Abteilung. Und Prof. Schaden hatte an der USP den Lehrstuhl für brasilianische Ethnologie.

Durch Vermittlung von Prof Haeckel habe ich eine Einladung und Empfehlung von Prof. Baldus erhalten, an das Museu Paulista zu kommen. Diese Empfehlung hat mir dazu gedient, dass ich bei der brasilianischen Botschaft in Wien um eines der Austauschstipendien ansuchen konnte, die es damals gegeben hat. Ich glaube, es waren fünf pro Jahr. Das kuriose war: Es gab immer genug Brasilianer, die nach Wien wollten – Musiker und Mediziner – aber es gab immer zu wenig Österreicher, die nach Brasilien wollten. Insofern hatte ich es leicht, ich musste nur nachweisen, dass ich Portugiesisch kann und mit der Empfehlung von Prof. Baldus habe ich das Stipendium bekommen. Und so bin ich 1965 nach São Paulo. Die billigste Möglichkeit war damals noch mit dem Schiff und so bin ich klassisch von Genua hinüber gefahren nach Santos und von dort mit dem Autobus nach São Paulo. An der Universität von São Paulo habe ich inskribiert. Prof. Baldus hat mich in meinem Wunsch unterstützt, Feldforschung zu machen. Er war sehr großzügig, ein enthusiastischer Ethnologe der alten Schule, der wunderschöne Anekdoten von seinen Forschungen erzählt hat. Er sagten: „Wenn Sie dazu bereit sind, dann forschen Sie!“ Ich meinte, studieren kann ich in Wien auch. Er hat mir empfohlen, in den Mato Grosso nach Cuiabá zu fahren

Mit Gummisammlern bin ich dann am Arinos-Fluss den Oberen Tapajós hinunter gefahren und bin letztlich bei den Kaiabi gelandet. Dort habe ich ein Jahr Feldforschung gemacht, klassische, stationäre teilnehmende Beobachtung. Ich habe die Sprache mehr schlecht als recht gelernt und habe damit das Material und die Erfahrungen sammeln können, die mir dann in Wien dazu gedient haben, eine Dissertation zu schreiben, eine Ethnografie der Kaiabi-Indianer, mit dem Titel: „Beiträge zur Ethnographie der Kaiabi Zentralbrasilien“.

Eine sehr klassische Geschichte war das. Heute würde man das nicht so machen. Das Phantastische war, dass ich durch diese Beziehung zu Prof. Baldus an seine brasilianischen Kollegen weiter gereicht wurde, vor allem auch an einen Deutschbrasilianer. Die Völkerkunde in São Paulo war fest in deutschen Händen. Und man arbeitete in Fortsetzung des Vorläufers der brasilianischen Ethnographie, Curt Nimuendaju Unkel. Unkel hatte um 1910 die ersten seriösen Forschungen unter Indianern gemacht. Nicht als Ausländer, der in die Tropen reist, sondern als ein Deutschbrasilianer. Nimuendaju ist ein Indianername, den er bei den Guarani angenommen hat. Er war lange Zeit im SPI, dem Indianerschutzdienst (Serviço de Proteção ao Índio) als Haupt-Ethnologe tätig und hat eine Reihe von Monographien über indianische Völker in Brasilien geschrieben, die wirklich ausgezeichnet sind, heute schon klassische Ethnographien.

Frage: Versuchten nicht die Nationalsozialisten diese Wissenschaft zu vereinnahmen?

Grünberg: Sie versuchten sie zu vereinnahmen und sie haben sie auch eingeschränkt in ihrer Forschungsfreiheit. Es gab Leute wie Karl Sapper, ein Geograph in Guatemala, der aus einer deutschen Pflanzerfamilie stammte, an sich ein guter Ethnologe. Im Jahr 1941 hat er ein Buch geschrieben, das ich als Beispiel vor Studierenden gern erwähne: „Über die Arbeitsleistung der tropischen Kolonialvölker.“ Darin hat er beschrieben, welche Völker für welche Arbeiten besonders günstig heranzuziehen sind. Die Soundso-Indianer, seien treue, verlässliche und ziemlich robuste kleine Menschen, die könne man gut für die Kaffeepflanzungen und für den Transport von Gütern einsetzen, während man mit den „Negern“ schlechte Erfahrung gemacht habe. Die seien zwar viel stärker, aber manchmal „boshaft“ und „nicht folgsam“. Damals gab es wirklich unglaubliche Einstellungen von Wissenschaftlern. Aber die Kollegen, die in Brasilien geblieben sind, die haben sich dem entzogen. Prof. Baldus hat mir, am Schluss meines Aufenthalts gesagt: „Herr Grünberg, ich erwarte von Ihnen, dass sie immer die Fackel der Indianerforschung hochhalten werden.“

Frage: In den vergangenen Jahren gab es in Lateinamerika einen Aufschwung der indigenen Bewegungen. Wurden die Indigenen schon in der Sechziger Jahren als Subjekte betrachtet – oder mehr objektartig?

Grünberg: Das war die Endphase des Indianerschutzdienstes SPI, der von Marschall Cândido Rondon in den Jahren um 1910 gegründet wurde. Er hatte es sich damals zur Aufgabe gemacht, das Straßennetz auszubauen, und die Telegrafeneitung von São Paulo in den Mato Grosso und dann weiter bis in den Bundesstaat Acre zu errichten. Da gab es viele Konflikte mit indianischen Völkern. Marschall Rondon hat für das Heer eine neue Doktrin entworfen: wir roten die Indianer nicht aus, sondern wir schützen sie, und überall, wo es Indianervölker gibt, stellen wir mit ihnen einen friedlichen Kontakt her. Dann bauen wir ihnen ein kleines Zentrum, dort gibt es einen Beamten, eben vom SPI, der dafür sorgen muss, dass die Indianer zivilisiert werden. Sie erhalten Kleider, werden in einer Schule unterrichtet, und sie sollen auch geschützt werden, damit sie von den Pionieren nicht ausgerottet werden. Doch wo es Indianer gab, gab es auch Indianerjäger. Ich habe das im Mato Grosso selber noch erlebt. Ich bin mehrmals zu „Indianerjagden“ eingeladen worden, was ich natürlich abgelehnt habe. Dieser SPI war in den 1960er Jahren auf dem absoluten Tiefpunkt angelangt, eine unglaublich korrupte Einrichtung, die haben Indianermädchen verkauft, versklavt. Sie haben mit Großgrundbesitzern oder mit Gummibaronen zusammengearbeitet um Indianer entweder zu versklaven oder sie auszuroten. Sie haben den Indianern z.B. mit Strychnin versetzten Zucker gegeben, um sie umzubringen. Es war eine absolute kriminelle Einrichtung, die dann 1966 oder 1967 aufgelöst wurde. Und da entstand die FUNAI, die es bis heute gibt. Sie hat Schwächen, aber es viel besser als früher.

Frage: Claude Levy Strauss ist auch diesen Telegrafeneitungen nachgegangen?

Grünberg: Claude Levy Strauss war Ende der 1940er Jahre in Brasilien, er war ein Gastprofessor an der Universidade de São Paulo, er hat sich damals noch als Soziologe verstanden. Das war die Zeit, als man erwartet hat, dass die Soziologie eine Erklärung gibt, wie Menschen miteinander leben können ohne sich den Schädel einzuschlagen. Das war so nach dem Krieg. Er hat eine ganze Reihe von brasilianischen Studenten ausgebildet und in den Sozialwissenschaften in Brasilien sozusagen eine parallele Schule zur US-amerikanischen gebildet. Er hat auch Feldforschung betrieben, eine relativ kurze allerdings. Er konnte sehr gut schreiben und er hatte diese französische Begabung, geistreich über alles Mögliche laut nachzudenken. Und das ist der große Erfolg dieser „tristes tropiques“, der traurigen Tropen. Ich habe sie auch sofort verschlungen. Das war eigentlich ein Abgesang, eine Zivilisationskritik, und eine Fortschrittskritik, im damaligen existenzialistischen Einfluss. Im

Grunde genommen beschreibt er, dass der Mensch, sobald er zivilisiert ist, eine Bestie wird. Dass bei den Indianern das Menschliche im humanistischen Sinn sehr viel stärker zum Vorschein kommt, als bei denen, die sich selbst als zivilisiert betrachten, und deswegen spricht er von den traurigen Tropen. Die Europäer haben letzten Endes statt Fortschritt den Untergang gebracht.

Das war das erste Mal, dass eine bekannte Persönlichkeit so etwas schrieb, noch halb als Roman, halb als wissenschaftliche Arbeit. Aber es war damals in Europa viel bekannter als in Brasilien. Er gehörte zu den Forschern, die der Ansicht waren, dass die Wissenschaft eigentlich in Europa zu Hause ist.

Was mir an Baldus und Schaden sehr gut gefallen hat, war: sie haben den Standort in Brasilien gehabt. Sie haben Wissenschaft in und aus Brasilien betrieben, das hat mich fasziniert. Ich wollte ja weg, ich wollte eine andere Wissenschaft kennenlernen und das ist mir gelungen. Mein Bild der Wissenschaft hat sich total geändert in São Paulo, weil ich dort über Einwohner des Landes geforscht habe und nicht irgendwo exotische Geschichten außerhalb. Das war für mich die Völkerkunde, die relevant war für die Gesellschaft dort. Wir Studenten haben herum gestritten um die Frage: Was bedeuten die Indianer für die Brasilianer, was kann man von ihnen lernen? Das sind nicht irgendwelche Wilde im Wald, die keine Ahnung haben.

Es war auch ein Versuch, für die indigenen Völker in Brasilien den Platz zu finden, der ihnen gebührt und zwar nicht als Objekte, die geschützt werden müssen, sondern als Menschen, die uns etwas geben können.

Dieser Gesichtspunkt war damals neu. Der Indianerschutzdienst war dazu da, die Indianer vor den Weißen zu schützen, oder vor den „Zivilisierten“, wie das in Brasilien genannt wurde. Die Brasilianer meinten, sie könnten über die „Waldtiere“ bestimmen, bis zur Ausrottung, ohne dass das eine Sünde ist – das war für die Gummisammler wichtig. So ein Indianer habe keinen Namen, er sei nicht getauft und habe keine Kleidung.

In dieser Zone der Pionierfront habe ich mich versucht so zu bewegen, dass ich zwar eindeutig bei den Indianern war, aber ich habe auch immer mit Gummisammlern Kontakt gehabt. Die hatten kleine Hütten am Fluss, das waren Männer, arme Hunde, einer guter Teil von ihnen Flüchtlinge von der Justiz, die in den Wald gegangen waren, weil sie dort ein Einkommen hatten. Diese Seringueiros waren im Grunde genommen in einer viel schlimmeren Realverfassung als die Indianer. Sie hatten keine Frauen, keine Kinder, sie haben nichts angebaut und waren völlig von der Zulieferung von Nahrungsmitteln auf Booten abhängig. Von ihren Patronen sind sie ausgebeutet worden, nach Strich und Faden. Und

trotzdem haben sie sich überlegen gefühlt und immer gesagt, „Wir sind die Zivilisierten und die anderen sind die Waldtiere“. Im Grunde waren sie ihnen neidig, denn die anderen haben wirklich gelebt. Die Gummisammler haben nur darauf gewartet, dass sie wieder rauskommen aus dem Wald. Es war eine vertrackte Situation, die so widersprüchlich war, dass ich mit ihnen oft gesprochen habe. Sie waren auch extrem gastfreundlich. Wer in Brasilien einem Gast keinen Kaffee anbieten kann, ist kein Mensch, meinten sie. Sie wollten beweisen, dass sie wirkliche Menschen sind.

Frage: Für die klassische Völkerkunde waren die Kautschuksammler aber wohl kein Forschungsgegenstand, sondern nur schriftlose Kulturen und Völker wie die dort lebenden Kaiabi?

Grünberg: Mir ging es um eine Ethnographie dieser Kaiabi.

Frage: Heute würde ein Sozialanthropologie diese Gummisammler in seine Arbeit einbeziehen?

Grünberg: Ja, ganz klar.

Frage: Das war aber damals nicht so?

Grünberg: Das war damals nicht so. Meine Arbeit war eine Stammesethnographie der Kaiabi, da die noch nie beschrieben waren. Es ging sozusagen darum, einen neuen Stamm der Wissenschaft aufzuschließen.

Da war noch etwas, das mit dem Amerikanistenkongress indirekt zusammenhängt:

Als ich zurückgekommen bin und an meiner Dissertation gebastelt hab, hab ich Prof. Heine-Geldern kennengelernt, der war noch am Institut, wenn auch emeritiert. Der hatte von Wien aus ein Komitee geleitet, das die UNESCO finanzierte: „International Committee on Urgent Anthropological and Ethnological Research“. Heine-Geldern, ein wichtiger Promotor dieses Kongresses 1960 in Wien, war von meinen Erfahrungen in Brasilien beeindruckt. Und er hat mich aufgefordert, meinen ersten Artikel im Bulletin dieses Komitees zu schreiben.

Das war dann schon in einer etwas moderneren Vision, da habe ich über die Konflikte von Indianern und Gummisammlern im nordwestlichen Mato Grosso geschrieben und darüber, welche Stämme besonders gefährdet sind. Das war meine erste Publikation überhaupt. Er hat mir geholfen, eine englische Version zu erstellen. Ich schrieb über diese verheerende Situation, heute würde man das als Genozid bezeichnen.

Damals sprach man von „interethnischer Friktion“. Das Bulletin hat es noch viele Jahre gegeben und es hat eine wichtige Rolle gespielt aus dem Gesichtspunkt, welche bedrohten Völker man schnell noch erforschen muss, bevor sie verschwinden.

Frage: Es war also nicht der Impetus, sie zu schützen, sondern sie zu erforschen?

Grünberg: Ja. Indirekt war der Gedanke, ihnen beizustehen, da, aber das wissenschaftliche Ziel war die Erforschung. Es war eine merkwürdige Mischung. Heine-Geldern, ein alter Herr, der selber einiges mitgemacht hatte, war schon sehr an der Frage interessiert, was kann man machen, damit sich die Situation verbessert.

Der damaligen Denkweise entsprechend war es nicht sein Idee, dass sich die Indianer organisieren sollen, sondern dass man die brasilianische Regierung dazu bringen muss, den SPI entweder abzuschaffen oder ihn total zu reformieren. In meinem Artikel habe ich auch den SPI heftig kritisiert, an Beispielen, und daraus ist eine Forderung entstanden.

Drei Jahre später war ich dann in Bern, am Seminar für Ethnologie, als Assistent. Und dort habe ich dann zusammen mit einem Schweizer Kollegen, der vom Roten Kreuz kam, etwas publiziert: Das war schon 1968 und eine völlig andere Situation. Die Arbeit hieß: „Kritische Bibliographie zum Genozid in Brasilien.“

Das war schon eine ganz klare „denunzia“, eine Anklage. Da haben wir Texte zusammengestellt, vor allem von brasilianischen Autoren, die damals eindeutig belegt haben, dass an den Indianern von der Militärregierung und der von ihnen gesponserten Einrichtungen Genozid betrieben wurde. Diese Publikation hat dann verursacht, dass ich nicht mehr nach Brasilien zurück konnte. Ich habe kein Visum mehr bekommen, ich war persona non grata, auf Grund dieser „Verleumdung“. Für mich waren die Türen für Brasilien zu.

Das hat dazu geführt, dass ich als Forscher bei den Guarani in Paraguay gelandet bin. Das war kulturell gesehen sozusagen am nächsten (auch weil die Kaiabi eine verwandete Sprache, aus der Familie Tupi-Guarani sprechen – Anm.). Und dort bin ich dann sieben Jahre geblieben.

Frage: Heine-Geldern war doch eigentlich ein Spezialist für Asien, für Südostasien. Wie kam es, dass er in einen Theoriestreit über mögliche Wurzeln der mesoamerikanischen Hochkultur in Asien verwickelt wurde?

Grünberg: Ein Thema von ihm waren die transpazifischen Beziehungen, es war fast eine fixe Idee. Er wollte das unbedingt nachweisen, doch heutzutage interessiert das keinen Menschen mehr. Das war noch die alte Wiener Schule der vergleichenden Beziehungsforschung zwischen den Völkern in aller Welt: Wenn man nachweisen kann, wie ein Mythos von einem Kontinent in den anderen geht, wie die Pfeilspitzen da und dort aussehen.

Frage: Hängt das heute Desinteresse mit der Erforschung des menschlichen Genoms zusammen, weil wir wissen, dass wir sowieso alles aus Afrika kommen?

Grünberg: Es gibt heute eine extreme Vorsicht gegenüber Studien, die weltweit ein Phänomen vergleichen wollen. Diese vergleichende Kulturgeschichte, die es seit dem 19. Jahrhundert gab, ist völlig out. Ich erinnere mich, zu meiner Zeit hier an der Uni hat es noch Dissertationen gegeben, über die haben wir uns schon damals darüber lustig gemacht. Zum Beispiel über „die Hundehaltung im transpazifischen Raum“. Wir haben dazu gesagt: „Der transpazifische Hund“. Da hat einer akribisch – als Schreibtischarbeit – alle Daten zusammengefasst, über Haltung, Bedeutung, Mythologie der Hunde in diesem Raum, Wien hat er dabei nicht verlassen.

Ich war einer der ersten im Institut, der klassische Feldforschung betrieb, wie sie in der britischen Sozialanthropologie schon seit Bronislaw Malinowski (einem Mitbegründer der angelsächsischen Sozialanthropologie – Anm.) üblich war. Die Briten hatten eben ihre Kolonien. Im deutschsprachigen Raum war die Völkerkunde sehr stark auf schriftliche Quellen konzentriert.

Frage: Im Programm des Kongresses von 1960 gibt es noch Titel von Forschungen zur Klassifizierung der „Rassenmischung“ in Zentralamerika...

Grünberg: Ich habe am Anfang meines Studiums als Nebenfach (zusätzlich zur Völkerkunde) „physische Anthropologie“ studiert. Da gab es einen Professor mit Schmiss, einen alten Nazi, der dort Ordinarius war. Da haben wir ein Semester lang Knochen vermessen, man musste sagen ob das ein Mann oder eine Frau ist, ungefähr welchen Alters und welcher Rasse. Ich habe dann gewechselt zur Linguistik. Das hat mich sehr interessiert, das war sehr modern.

Frage: Amerikanistik im eigentlichen Sinn gab es nicht?

Grünberg: Es gab die Mexikanistik. Im Völkerkundemuseum gab eine Mexikanisten, der war sehr kompetent Er war ein ausgezeichneter Kenner der Mexikosammlung und der mexikanistischen Nebenwelt. Es hat an meinem Institut einige gegeben, die Mexikanistik betrieben haben. Auch das war zunächst eine Wissenschaft, die mit dem Land Mexiko selbst gar nichts zu tun hatte, sie ist so ähnlich wie die Altorientalistik ausgerichtet gewesen. Erst später sind die Mexikanisten auch nach Mexiko gefahren und haben mit den Kollegen dort Kontakt aufgenommen. Diese Schule hat sich fortgesetzt, da ist Johanna Broda, jetzt Professorin an der Universität, und es gibt auch einen jungen Österreicher, Johannes Neurath,

der in Mexiko lebt und als einziger Österreicher am Museo Nacional de Antropología einen Saal betreut. Dort (im Saal über den Gran Nayar – Anm.) geht es u.a. um die indigenen Volksgruppen der Huicholes und Coras. Ein mexikanistischer Strang ist immer geblieben in Wien. Das ist der Teil der Amerikanistik, der damals schon vorhanden war und der eine Fortsetzung gefunden hat.

Frage: Dem Kongressprogramm für 1960 ist zu entnehmen, was damals neben der Völkerkunde wichtig war: Archäologie, besonders in Mexiko, Peru, dann auch Geschichte, etwa die Kolonialgeschichte Generalkapitanats von Lima, aber auch schon Linguistik.

Grünberg: Das war damals im kommen. Die moderne Wissenschaft innerhalb der Anthropologie schlechthin war die Linguistik. Das war in den 60er Jahren absolut der Vorreiter in den Wissenschaften vom Menschen. Da hat es ganz neue Theorien gegeben, Noam Chomsky war unser großer Held, weil er eine völlig neue generative Grammatik entworfen hat, die so gar nichts mehr mit dieser Altphilologie zu tun hatte, die früher das Modell für Linguistik war. Die Linguisten haben sich immer auf schriftliche Quellen bezogen. Und Chomsky sagte, es ist völlig unwichtig, ob das geschrieben ist oder nicht, das hat nichts mit der Sprache zu tun. Bei ganz wenigen Sprachen gibt es nur eine Schrift, vergesst das. Es geht um die Sprache an sich.

Frage: Es gibt weltweit circa 100 Alphabete?

Grünberg: Bei 4000 Sprachen. Das war uns Indianerforschern aus der Seele gesprochen. Es wurde uns immer vorgeworfen, das seien primitive Menschen, die hätten keine Schrift und keine Tempel.

Frage: Ihr Fazit?

Grünberg: Der Amerikanistenkongress war ein Startschuss für den Kontakt mit internationalen Kollegen nach dem Krieg. Es war die erste Gelegenheit, aus der Versenkung herauszukommen. Und Wien hatte vor 1968 eine unerhört provinzielle Universität. Man hatte die Juden hinausgeworfen oder umgebracht. Später flogen auch etliche Nazis raus. Übrig geblieben sind etliche Duckmäuser, Opportunisten, Mitläufer und ein paar noch unerfahrene Leute, die vom Krieg zurückgekommen sind und dann versucht haben, wieder Wissenschaft zu betreiben. Damit war die Uni noch in den 1960 Jahren als Bildungseinrichtung gehandicapt und hatte nur wenig Kontakt nach außen. Nach 1968 hat sich das schlagartig gebessert.

Frage: Haben sich im Lauf der Jahre neue Blickwinkel ergeben in der Kultur- und Sozialanthropologie. Versucht man nun den Raum, den man betrachtet, umfassender zu betrachten, auch die gesellschaftlichen Zusammenhänge?

Grünberg: Ja, die Ethnologie heißt jetzt Sozial- und Kulturanthropologie, um sich zu von dem alten Völkerkunde begriff zu distanzieren. Die Ethnien, die Völker, und auch die Kulturen sind sehr stark in den Hintergrund getreten. Meiner Meinung nach zu stark. Im Vordergrund stehen die komplizierten Beziehungen zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen, unter Einschluss vor allem von Phänomenen der Migration. Wien ist ein Zentrum für Migrationsforschung geworden. Aber auch solche Themen wie Gender-Aspekte und die feministische Theorie in der Sozialanthropologie haben einen Schwerpunkt in Wien. Und dann gibt es aber auch noch regionale Studien, und zwar wirklich gute. Hermann Mückler ist für Ozeanien z.B., ein absoluter Fachmann. Wobei aber auch die zeitgenössischen Themen eine Bedeutung gewonnen haben. Ethnohistorie ist in den Hintergrund getreten, glaube ich, es gibt aber breit gefächert viele Themen.

Frage: Ist die Zugehörigkeit zu einer Ethnie heute Bekenntnisfrage wie die, ob sich jemand als Kärntner Slowene bekennt?

Grünberg: Es ist für uns alle klar geworden, dass die Zuschreibung zu einem bestimmten Volk nach wie vor etwas sehr wichtiges ist, dass es aber viel weniger vorbestimmt ist, als wir das geglaubt haben. Es ist nicht so, dass man sagen kann, wenn du als Kärntner Slowene auf die Welt gekommen bist, bleibst du das bis zu deinem Tod. Die Identität ist ein Begriff, der eine wichtige Rolle spielt, sie ist aber nur ein Merkmal von vielen. Und sie ist veränderbar. In Lateinamerika ist Indigenität eine Selbstzuschreibung. In El Salvador hat es während der ganzen Kriegszeit keine Indianer gegeben, danach, als die Agrarreform schief gegangen ist, gab es auf einmal 200.000 Indianer.

Frage: Identität kann etwas Fließendes sein?

Grünberg: Es ist ein Prozess, und nicht essentialistisch, wie das heute gesagt wird. Das ist auch ein Phänomen der Entkolonialisierung. Man muss in Lateinamerika und bei allen amerikanischen Regierungen am Kontinent immer bedenken: Das sind Regierungen der Europäer, oder wie in Belize, von Europäern umgesiedelte Schwarze. Insofern haben sie alle ein Manko an Rechtfertigung ihrer Legitimität. Das sind alles eigentlich illegitime Regierungen. Deshalb spricht Präsident Evo Morales von einem neuen Bolivien, einer neuen Identität, weil die Entkolonialisierung stecken geblieben ist. Der Begriff Indianer ist nicht spezifisch, auch er ist ein Produkt der Kolonialherrschaft.

Frage: Schon bei früheren Kongressen von Amerikanisten wurde die Frage aufgeworfen, wozu es das überhaupt gibt. Es gibt ja auch keine Europäistik. Hat das noch Sinn?

Grünberg: Es ist eine Reminiszenz an die Zeit, als die Wissenschaft in Europa zuhause war und von dort ausgezogen ist, um die Welt zu beschreiben. Und das war eben die Abteilung für Amerika. Das Interessante ist, dass von Anfang an daran gedacht war, die Kongresse einmal in Europa und dann in Amerika abzuhalten, wobei man an Nordamerika gedacht hat. Denn das ist ja die einzige wirklich erfolgreiche Kolonie der Europäer. Und sie durfte schon um 1870 mitspielen. Bei Afrika wäre das unmöglich gewesen. Die Afrikanisten haben sich nie in Afrika getroffen. Es ist das auch eine Geschichte der Entkolonialisierung der Wissenschaft und des Wandels in die Richtung eines globalen Blicks und da ist die Amerikanistik ein eher inhaltsleerer Begriff geworden.